

Zeitschrift: Die Vorkämpferin : verfocht die Interessen der arbeitenden Frauen
Herausgeber: Frauenkommission der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz
Band: 13 (1918)
Heft: 5

Artikel: Die gute Kuh
Autor: Schiller, F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-351551>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

mittel wir einführen, dann kannst du verstehen, weshalb ich behaupte, daß Mutter Helvetia für ihren Haushalt den größten Teil aus der großen Masse der beschäftigten und arbeitenden Klasse nimmt; auch die meisten andern mit Einfuhrzöllen belasteten Waren sind richtige Gebrauchsartikel, wie Leder, Schuhe, Holz, Papier, Baumwolle, Wolle, Konfektion, Glas, Metalle, Chemikalien, Farbwaren. Von jedem Kindereschlittli, von jedem Schürzchen, jedem Schuh, den wenigen Möbeln, jedem Kleid, jedem Pfündchen Kaffee, Zucker, Reis, jeder Zeitung, jeder Broschüre, jedem Buch, jedem Stück Seife und dem Petrol, das dir spärliches Licht spendet, hat Mutter Helvetia ihr Teil zum voraus dir weggenommen, sie hilft mit deine Lebenshaltung verteuern und begünstigt die Preispolitik der gewerblichen, industriellen und der Bauernverbände (d. h. der Kartelle und Trusts).

Da wirst du mit mir nun der Meinung sein, daß Mutter Helvetia es nicht mit allen Kindern gleich gut meint, daß sie die einen bevorzugt und die andern benachteiligt, das sagen dir nicht nur wir Sozialdemokraten, die sich dagegen wehren, weil wir die Interessen der unbemittelten und arbeitenden Volksschichten vertreten, nein auch die Exportindustrien sind damit unzufrieden, weil unentbehrliche Rohstoffe und Halbfabrikate durch die Zölle verteuert werden. Aber nicht nur von diesem Standpunkt aus betrachtet, müssen die Zölle, diese indirekten Steuern, bekämpft werden, auch Nationalökonomien und selbst der Finanzvorsteher sehen ein, daß die Zollpolitik „ein verhängnisvoller Fehler“ im Staatshaushalt ist, weil diese Einnahmen großen Schwankungen und Erschütterungen ausgesetzt sind. Die Zollfreunde sagen dir zwar: das ist doch demokratisch, gleichmäßig auf alle verteilt; die große Masse sieht und merkt von diesen Steuern ja gar nichts, es wird einfach auf den Warenpreis geschlagen und die Leute haben sich jetzt daran gewöhnt, der Bezug ist nicht so unbequem und unangenehm wie z. B. bei der Militärpflichterschaftsteuer. Sie rechnen mit der Dummheit und dem Untertanenverstand der Arbeiter; aber du als Haushälterin hast hoffentlich keine tauben Ohren und deine Augen sehen diese „unsichtbaren Steuern“ und du tust deinen Mund auf und sagst es allen, auch denen, die nicht hören wollen, daß Mutter Helvetia sich für ihren Haushalt das Geld dort holen soll, wo es viel hat, die Beschäftigten seien schon als Arbeiter und Konsumenten doppelt geschröpft, der Staat brauche nicht noch als dritter Beutesauger sie weiter zum Weißbluten zu bringen.

Nun wird man dir vorjammern: die übrigen Einnahmequellen des Bundeshaushaltes seien so gering, vom Bundesvermögen, das 1910 seinen höchsten Stand mit 120,1 Millionen Franken erreicht hatte, sei nichts mehr da, Post, Telegraph und Telephonverwaltung tragen trotz Erhöhung der Zinsen sehr wenig ein, es seien wegen der Mobilisation so enorme Kriegsschulden gemacht worden, die abgetragen und verzinst werden müssen, kurz, Mutter Helvetia muß dir eingestehen, daß sie das Schuldenmachen versteht, eine Lotterwirtschaft führt und selbst nicht weiß, wie sie sich aus der Klemme helfen soll. Du schaust dir ihr Haushaltsbuch einmal etwas genauer an und siehst gleich daraus, wer am meisten verschlingt.

Kostausgaben des Militärdepartements:

Jahr	Absolute Zahlen Millionen Fr.	In % der Gesamtausgaben des Bundes
1875	11,2	58,2
1910	42,3	46,7
1913	45,8	43,5
1914	36,8	36,5
1915	39,0	40,0

Die um das Vierfache gewachsenen ordentlichen Militärausgaben des Jahres 1913 sind von den außerordentlichen Mobilisationskosten eines einzigen Kriegsjahres noch um das Viereinhalbfache übertroffen worden.

Wenn du auch mit mir der Meinung bist, daß Bundes-

gelder, die zum allergrößten Teil dem arbeitenden Volk abgenommen wurden, dazu verwendet werden sollen, um die gesamte Volkswirtschaft, vor allem die Produktionskräfte des Landes zu heben und zu entwickeln und das Wohl des ganzen Volkes zu sichern und nicht nur den Besitz zu schützen, so wirst du doch auch unserer Meinung sein, daß ein Weg gefunden werden muß, um aus der Mißwirtschaft herauszukommen. Die Laurianer und Gewerbeverbändler machen Propaganda für Zollerhöhungen, andere empfehlen das Tabakmonopol, noch andere eine Biersteuer, Professor Speiser eine zeitlich beschränkte, mäßige jährliche Bundesvermögenssteuer, und die Sozialdemokraten verlangten durch eine Initiative, über die am 2. Juni abgestimmt wird, eine dauernde, direkte, progressive Bundessteuer auf hohe Vermögen und Einkommen natürlicher Personen. Steuerfrei sind Kleinvermögen unter 20,000 Fr. sowie Einkommen unter 5000 Fr.

Gerade für Frauen — wenn wir auch nicht mitabstimmen, so können wir propagandistisch für rege Stimmbeteiligung in unserem Sinne wirken — haben die Vorschläge des Tabakmonopols und der Biersteuer etwas Bestechendes. Viele mögen glauben, das Rauchen und Biertrinken würde dann aufhören. Wer unter dem Zwange von Betäubungsmitteln steht und Sklave derselben ist, läßt sich nicht durch Preiserhöhungen befreien, das beweisen die Preisausschläge während der Kriegszeit: der Arbeiter greift dann nur zu schlechteren und vielleicht noch schädlicheren Mitteln, die das profitgierige Kapital erzeugt, um seine Lust zu befriedigen.

Ueberrimmt der Bund aber den ganzen Milchpreisaufschlag eventuell weitere Aufschläge auf Monopolartikel, dann muß ihm eine Einnahmequelle garantiert werden, die aus jener Tiefe geholt wird, wo sie nicht sofort versiegt: bei den großen Vermögen und großen Einkommen. Die Frage steht für dich und alle unsere Arbeitsbrüder, unsere ganze Klasse so: Wollt ihr weiter durch „unsichtbare“, „bequeme“, künstlich gesteigerte Teuerung die Staatsschulden decken oder sollen die Reichen, die besitzende Klasse, entsprechend ihrer finanziellen Leistungsfähigkeit die Steuern bezahlen?

Es sollte der Arbeiterschaft nicht schwer fallen, sich zu entscheiden; aber wie viele Gleichgültige machen hier von ihrer Waffe, dem Stimmzettel, Gebrauch! Einen Teil der Teuerung könnten sie hiedurch auf die starken, tragfähigen Schultern abwälzen. Darum, liebe Leserin, hilf mit, kläre alle deine Bekannten auf und setz dich zur Wehr gegen „Bauernfängerei“!

A. R.

Die gute Ruh.

Mein Nachbar hat auf seiner Farm von Hühnern einen ganzen Schwarm. Zwei Pferde, acht Stück schöne Rinder, ein treues Weib und sieben Kinder.

Bei so viel Kindern, so viel Vieh, da gibt's viel Trubel und viel Müß, drum hat mein Nachbar alle Tage mit seiner Wirtschaft Sorg und Plage.

Besonders eine rote Kuh, die stört ihn oft in seiner Ruh, die macht ihm Trubel und viel Mühe, sie folgt nicht wie die andern Kühe.

Sie geht ganz willig an den Pflug und hat auch festen, sichern Zug. Doch, wenn es ihr zu lange dauert, dann bleibt sie stehn wie angemauert.

Sie tut wohl ihre Rindviehpflicht, doch liebt sie magre Weide nicht. Sie gibt viel Milch und fette Butter, doch sie verlangt auch gutes Futter.

Sie bleibt nicht gern auf dürrer Hüh, sie sucht am liebsten grünen Klee, sie achtet nicht des Nachbarns Grenzen, durchbricht und überspringt die Zäune.

Sie kommt nicht gern in großen Schweiß,
denn scheint die Sonne gar zu heiß,
so legt sie sich in kühlen Schatten
im nahen Wald auf grüne Matten.

Sie ist von ganz besondrer Art.
Behandelt man sie nicht recht zart,
zeigt sie ganz häßliche Manieren,
sie tickt und schlägt mit allen Bieren.

Das Rindvieh ist in diesem Land
als ordnungsliebend wohl bekannt.
Doch diese Kuh — es ist zum Lachen —
die läßt sich keine Vorschrift machen.

Sie brüllt des Nachts auf Knall und Fall,
hat sie nicht Stren genug im Stall.
Und tut man nicht nach ihrem Willen,
so hört sie auch nicht auf zu brüllen.

Wenn sie einmal recht durstig ist
und ringsumher kein Wasser fließt,
so setzt sie sich recht breit und heiter
und trinkt die Milch aus ihrem Euter.

Da flucht mein Nachbar: „Schwerenot!
Ich schlag die Kuh noch einmal tot!“
Doch bald verliert sich seine Galle,
es ist sein schönstes Stück im Stalle.

Auch mir gefällt das gute Tier,
und ganz im stillen denk ich mir:
O, armes Volk, wann wirst denn du
einmal so klug wie diese Kuh?

J. Schiller.

Vier graue Weiber.

So nennt Goethe im Faust: Mangel, Schuld, Sorge und Not. Welches sind ihre Erzeuger? Der nimmerfatte Lebemensch Profit mit all seinen Dienern und die feile Dirne Kapital. Die anarchisch-bürgerliche Wirtschaftsordnung nährte sie, der Krieg zog sie groß, machte aus ihnen Riesenweiber.

Sie waren vor 1914 schon in allen Dimensionen eigentliche Trampeltiere. Wo sie hintraten, mußte das blühende Leben weichen; aber was war das, im Vergleich zu dem, was sie jetzt, ausgewachsen, im Sturmschritt niederrennen? Praktisch, nicht mehr bildlich gesprochen: Was bedeutet eine Verteuerung der Lebenshaltung in etwa 18 Jahren von 1892—1910 um zirka 30 Prozent, gegenüber der Teuerung, wie sie sich seit Kriegsausbruch geltend macht? Schon Ende 1917 hatten wir mit einer Preissteigerung zu rechnen, die im Durchschnitt 100 Prozent schon überschritten hatte, und nun kommen mit einer unheimlichen Schnelligkeit die neuen Aufschläge auf die Monopolartikel und die Milch, die selbstverständlich wieder andere zum Gefolge haben werden, so daß wir also eine Verteuerung um 150 Prozent auf Lebensmittel und Bedarfsartikel haben, d. h. für das gleiche Quantum Ware, das wir für 50 Rp. bekamen, zahlen wir jetzt Fr. 1.50, oder die Hausfrau, die früher mit 3 Fr. einkaufen ging, muß jetzt 9 Fr. in die Tasche stecken, sofern sie es hat. Aber nicht nur das: die Qualität ist so schlecht, daß der Verschleiß diese 150 Prozent Teuerung nochmals verdoppelt. Es ließen sich diese Bücher schreiben über die bitteren Klagen, die man überall hören muß wegen der mangelhaften Qualität. Überall, wo du, liebe Leserin, hingehen magst, ob zu Fabrikarbeitern, zu Bureau- und Handelsangestellten, zu Eisenbahnern und Holzarbeitern, zu Metall- oder Kopparbeitern, begegnest du den grauen Weibern: dem Mangel und den Schulden. Früher haben sie etwa noch Versteckens gespielt; jetzt können sie nicht mehr. Eines ist sonderbar: je größer die zwei ersten werden, ganz parallel wachsen in die Breite auch Sorge und Not, als würde das eine Schwesternpaar vom andern zehren

und dabei nimmt das andere doch nicht ab, sondern eher zu. So häßlich, vom Kopf bis zu den Füßen unästhetisch und widerlich der Anblick dieser Weiber ist, so haben sie doch auch ihr Gutes. Sie sind die größten Streit- und Unruhestifter in unserer heutigen wahnsinnig verkehrten Welt-„ordnung“. Schon Goethe sagt, der ja gewiß kein Sozialdemokrat war, von den Weibern, die vor der Tür des reichen Faust, der nach Weltbesitz gelüstet, Einlaß begehren: „Die Tür ist verschlossen, wir können nicht ein; drin wohnet ein Reicher, wir mögen nicht nein.“

Zwar hausen dort zwei Stiefschwestern der Sorge: die Furcht und die Angst, und im Hintergrund lauert der Bruder — der Tod. Mangel, Schuld, Sorge und Not haben nicht nur riesenhafte Leiber, sondern auch furchtbar gellende Stimmen. Das Geschrei tönt jenen so laut in den Ohren, so daß nur starke Nerven es aushalten, sie sind die Hecker und Wühler, die Konsumenten und Händler gegen die Produzenten, die Klein- gegen die Großhändler, die Industriearbeiter gegen die Bauern in ihrem Interessekonflikt aufstacheln und aufreizen. Die Arbeiter verlangen von ihren Arbeitgebern einen Ausgleich für den durch die Teuerung verminderten Geldwert; aber die Arbeitgeber stecken die Gewinne, die Profite in die schon großen Geldsäcke, verstopfen ihre Ohren und sehen sich nach größeren Absatzgebieten und noch besser rentierenden Methoden um. Die organisierten Arbeiter werden darüber erbittert, nehmen den Kampf um höhere Löhne oder Teuerungszulagen auf, denn die heilloslose Klasse der Lohnarbeiter und -arbeiterinnen verspürt die Wirkungen der Teuerung ganz anders, da sie ihr ganzes Einkommen für den Lebensunterhalt ausgeben muß und nie Reserven anlegen konnte. Für Arbeiterfamilien ist es etwas ganz anderes, wenn für Zichorien der Preisaufschlag (von Juni 1914—1917) 207,6 Prozent beträgt gegenüber dem Kaffee 21 Prozent; denn die Kaffeebrühe, die sie tags dreimal genießen, war wegen des teuren Kaffeepreises immer nur aus den nun rapid heraufgeschmolzenen Surrogaten hergestellt. Sie, die in normalen Zeiten auf Mais, Hafer und Teigwaren angewiesen waren, empfinden Preisaufschläge von 112, 156 und 93 Prozent auf diese Produkte und die unentbehrlichen Fette mit 89—185 Prozent Aufschlägen ganz anders, als die, die mit täglich guter Tafelbutter mit nur 46 Prozent und Honig mit 23 Prozent Aufschlag, mit Kalbfleisch 66 Prozent, nebst den reich assortierten Samsternestern, sich täglich gut pflegen und nähren können. Für den Mittelstand und das Proletariat sind die Preisaufschläge von Seifen mit 126 Prozent, Petrol 81 Prozent und Brennsprit 130 Prozent von ganz anderer Bedeutung, als für Herrschaften, die ihre Frühjahr- und Herbstkuren im Tessin oder an geschützten Gegenden des Winterwaldstätter- oder Genfersees zubringen, zur heißen Sommerszeit und für den Wintersport in einem komfortabel eingerichteten Berghotel faulenzgen und die Dienerschaft und Angestellten schikanieren. Sie bezahlen selbstverständlich ganz andere Preise; aber die Steigerung der Kartoffelpreise um 100 Prozent und die des Brotes um 70 Prozent kommt für sie fast gar nicht in Betracht, da immer noch reich besetzte Tafeln ihren Gaumen reizen, während für Proletariatskinder, Frauen und Männer der Arbeit die zugemessenen Rationen nicht reichen und sie trotz allem Sparen, trotz aller Einschränkungen bis zur Grenze des Unmöglichen nicht vor Hunger und Kälte geschützt sind. Auch die bestbezahlten Arbeiter und Arbeiterinnen merken, daß Stundenlöhne von 1 Fr. und mehr, trotz Ueberstunden und Afford nicht mehr reichen, besonders da die Bekleidungsartikel doppelt so viel kosten wie vor Kriegsausbruch und sich so rasch abnützen, auf dem Wohnungsmarkt der Wucher bei der großen Wohnungsnot keine Grenzen kennt, so daß der schöne kleinbürgerliche Traum von der selbständigen Existenz und dem sorgenfreien Lebensabend durch jähes Erwachen zerstört wird.

Wie aber, fragst du liebe Leserin, machen es denn jene andern, daß die vier grauen Weiber nicht bei ihnen Einkehr halten, daß sie ihren Reichtum vermehren, während 200—230 Millionen Franken an Wohnaufbesserungen und